

Pfarrer Jörg Zimmermann
Predigt zu 2. Mose 16,2-3.11-20
am 19.07.2015
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Es murrte die ganze Gemeinde der Israeliten wider Mose und Aaron in der Wüste. Und sie sprachen: „Wollte Gott, wir wären in Ägypten gestorben durch des HERRN Hand, als wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten Brot die Fülle zu essen. Denn ihr habt uns dazu herausgeführt in diese Wüste, dass ihr diese ganze Gemeinde an Hunger sterben lasst.“ Und der HERR sprach zu Mose: „Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben, und am Morgen von Brot satt werden und sollt innewerden, dass ich, der HERR, euer Gott bin.“

Und am Abend kamen Wachteln herauf und bedeckten das Lager. Und am Morgen lag Tau rings um das Lager. Und als der Tau weg war, siehe, da lag's in der Wüste rund und klein wie Reif auf der Erde. Und als es die Israeliten sahen, sprachen sie untereinander: „Man hu?“ Das heißt: „Was ist das?“ Denn sie wussten nicht, was es war. Mose aber sprach zu ihnen: „Es ist das Brot, das euch der HERR zu essen gegeben hat.

Das ist's aber, was der HERR geboten hat: Ein jeder sammle, soviel er zum Essen braucht, einen Krug voll für jeden nach der Zahl der Leute in seinem Zelte.“ Und die Israeliten taten's und sammelten, einer viel, der andere wenig. Aber als man's nachmaß, hatte der nicht darüber, der viel gesammelt hatte, und der nicht darunter, der wenig gesammelt hatte. Jeder hatte gesammelt, soviel er zum Essen brauchte.

Und Mose sprach zu ihnen: Niemand lasse etwas davon übrig bis zum nächsten Morgen. Aber sie gehorchten Mose nicht. Und etliche ließen davon übrig bis zum nächsten Morgen; da wurde es voller Würmer und stinkend.

Liebe Gemeinde,

„früher war alles besser!“ – Von diesem Satz wissen wir Mehreres: zum Ersten, dass er falsch ist. Zum Zweiten, dass er uns dennoch immer mal wieder gleichsam beschleicht, dass er sich uns geradezu aufdrängt angesichts vieler Dinge, über die wir heute nur den Kopf schütteln können.

Ein Beispiel: die Eurokrise, die Europa auseinanderzureißen droht, kaum dass es unter Mühen zusammengefunden hat. Was sind wir da nicht ernüchtert worden in den letzten Monaten! Auf einmal erkennen wir, wie blauäugig wir in dieses Unternehmen „Euro“ hineingegangen sind, wie da voller Euphorie eine gemeinsame Währung eingerichtet wurde, ohne dass die politischen Voraussetzungen dafür sorgfältig und zweifelsfrei geklärt worden wären. Dennoch: bei Lichte betrachtet möchte wohl niemand von uns wirklich hinter diese Errungenschaft einer gemeinsamen europäischen Währung zurück, nicht wahr? Ich erinnere mich noch daran, wie ich vor einem kleinen Ausflug nach Holland zunächst mal umständlich einige

D-Mark in Gulden umtauschen musste, um mir im Nachbarland auch nur einen Kaffee kaufen zu können...

Die Liste der Beispiele ließe sich mühelos verlängern. Und unser heutiger Predigttext zeigt uns: Das war schon zu Zeiten des gerade aus der Sklaverei geflohenen Volkes Israel ganz ähnlich: Da leiden die Leute Hunger in der Wüste. Und schon bildet sich eine merkwürdig wehmütige Erinnerung heraus: War es in der Sklaverei nicht doch irgendwie viel besser? Immerhin bekamen wir zu essen! Jetzt hingegen ist unser Leben von Grund auf bedroht!

So ist das: Frischer Wind um die Nase ist nicht nur angenehm; er kann im Handumdrehen bedrohlich erscheinen und unseren Blick reflexartig auf vergangene Zeiten lenken, auf Zeiten, die wir in der Erinnerung plötzlich in rosaroten Farben malen, obwohl es bei Lichte besehen kaum Anlass dazu gibt.

Ich möchte diesem Phänomen noch ein wenig tiefer auf den Grund gehen: Woran liegt es, dass wir in bestimmten Situationen der Verunsicherung plötzlich Zeiten und Umstände geradezu glorifizieren, unter denen wir kurz zuvor noch gelitten haben?

Ich denke, das hat damit zu tun, dass uns etwas Unbekanntes instinktiv bedrohlich vorkommt. Wir sehen nicht in erster Linie die Chancen, die darin liegen, sondern die Gefahren, die es zweifellos auch birgt. Umgekehrt sind wir in der Lage, uns so weitgehend mit Dingen zu arrangieren, die wir kennen, dass wir enorm Vieles dabei in Kauf nehmen, das uns eigentlich dabei doch nur belastet. Egal – ich kenne das, ich weiß also, dass ich irgendwie darin doch existieren kann; also nehme ich es hin.

Was mich freilich nicht daran hindert, mich fortwährend und immer wieder neu darüber zu beklagen. Wie häufig erlebe ich das nicht bei mir selber und bei anderen: wir bedauern uns und überhaupt den Zustand der gesamten Welt. Aber wirklich was daran ändern – wollen wir das überhaupt? Allenfalls in dem Sinne, dass wir die Erwartung hegen: Es muss alles besser werden, und das unmittelbar, sofort, ohne Abstriche, ohne Kratzer, ohne Schrammen und vor allem: ohne neue Verunsicherungen, die wir noch nicht kennen.

Und immer wieder stoßen wir auf diesen Gesichtspunkt: lieber halte ich mich an das, was ich kenne – und sei es noch so belastend –, als dass ich den Schritt auf ein Terrain wage würde, das ich noch nicht kenne – und sei es noch so verheißungsvoll. Zumindest machen wir, wenn wir diesen Schritt denn wagen, ganz schnell einen Rückzieher in dem Moment, wo die erste Irritation am Horizont auftaucht.

Liebe Gemeinde,

das Entscheidende an unserem Predigttext aus dem 2. Buch Mose ist nun aber nicht einfach dies, dass dieser Mechanismus hier am Verhalten des Volkes Israel in der Wüste sehr anschaulich beschrieben wird. Nein, ich sehe das Entscheidende vielmehr darin, dass eben dieser Mechanismus hier als Krise des Vertrauens auf Gott interpretiert wird. Denn wenn Israel hier gegen Mose und Aaron „murrte“, wie es in der Übersetzung Martin Luthers so schön heißt, dann murrte es letztendlich ja gegen Gott. Schließlich ist er es, der Mose den Auftrag gegeben hat, das Volk aus Ägypten zu befreien. Und ohne Gottes lenkende Hand hätte Mose diesen Auftrag nie im Leben erfüllen können.

Folgerichtig gibt Mose die Klage des Volkes ja auch an Gott weiter. Und was tut Gott nun? Erste Überraschung: Er hört sich das Murren des Volkes an und nimmt es ernst! Wir könnten uns ja auch eine ganz andere Reaktion vorstellen, etwa die des beleidigten Rück-

zugs: *Was ist das nur für ein undankbares Volk! Ich schenke ihm die Freiheit, und schon gehen die Beschwerden wieder los! Sollen sie doch sehen, wie sie klarkommen; ich überlasse sie ihrem Schicksal!* – So hätte Gott reagieren können. Aber wie reagiert er?

Nun, wir haben es gehört: Er sagt: „**Ich habe das Murren der Israeliten gehört. Sage ihnen: Gegen Abend sollt ihr Fleisch zu essen haben, und am Morgen von Brot satt werden und sollt innewerden, dass ich, der HERR, euer Gott bin.**“ Zweierlei stellt Gott den Israeliten hier in Aussicht: Er will sie ernähren, und er will zusehen, dass sie die Krise ihres Vertrauens auf ihn, auf Gott, überwinden.

Seien wir doch mal ehrlich, liebe Gemeinde: Wir hätten es wohl schon hinreichend gefunden, wenn Gott dem Volk allein Ersteres zugesagt hätte: *Ihr bekommt zu essen, versprochen.* So nach dem Motto: *Wenn sie erst mal was zu beißen im Mund haben, hören sie wenigstens dieses ständige Gemecker auf.* – Aber Gott begnügt sich nicht mit so einem Motto, und zwar deshalb nicht, weil es das Problem nur vordergründig lösen würde. Deshalb geht er in seinem Versprechen noch weiter: „**Ihr sollt innewerden, dass ich, der HERR, euer Gott bin.**“ Und das ist gewissermaßen der Clou des Ganzen:

Wer das kapiert hat, ja ich möchte sagen: Wer das verinnerlicht hat, der hat das, worum es eigentlich geht, allererst begriffen! Erinnern wir uns: Wir sahen: die Haltung der Israeliten damals ebenso wie unsere Haltung heute, sie ist dadurch bestimmt, dass wir gern Zuflucht nehmen zu dem, was wir kennen – ob das uns nun wirklich etwas ist, das uns gut tut oder nicht. Das hingegen, was wir nicht kennen, meiden wir instinktiv.

In dieser Haltung drückt sich doch eindeutig Folgendes aus: Wir bevorzugen es, in einer Situation zu leben, die wir selber überblicken, die wir selber zumindest mehr oder weniger überschauen können – selbst wenn wir unter ihr leiden. Hingegen: Eine Lebenssituation anzunehmen, in der wir das nicht können, in der wir uns vielmehr ganz auf das Wort Gottes verlassen müssen, das widerstrebt uns; das wollen wir nicht – selbst wenn diese Lebenssituation enorme Potentiale für uns birgt!

Merken wir: alles spitzt sich letzten Endes zu auf die Frage nach unserem Gottvertrauen! Und es ist schon erschütternd zu sehen: Wo dieses fehlt – und es fehlt uns leider sehr häufig! – da nehmen wir lieber mit Mittelmaß, ja mit Belastungen und Ungerechtigkeiten ohne Ende vorlieb, als alles auf das Versprechen Gottes zu setzen, uns Freiheit und Erfüllung zu schenken!

Bedenken wir unter diesem Aspekt, wie unsere Geschichte nun weitergeht: Gott trägt richtig dick auf, im wahrsten Sinne des Wortes: Er schickt den Israeliten sozusagen ein 2-Gänge-Menü: Abends Wachteln, diese Zugvögel, die sich in der Wüste von ihrem langen, anstrengenden Flug ausruhen müssen und in diesem Ermüdungszustand von den Israeliten mit der bloßen Hand gefangen werden können. Und dann, am nächsten Morgen: das sprichwörtliche „Manna“, diese brot-ähnlichen Kügelchen, von denen man sich fragt, woher sie kommen. Längst wissen wir: es ist die in der Kälte der Wüstennacht getrocknete flüssige Absonderung der Schildlaus, die auf Pflanzen namens Tamariske leben. Bis heute ist sie auf der Sinaihalbinsel zu finden.

Und nun wird mit dieser Erzählung von der Speisung des Volkes in der Wüste ein zugleich merkwürdiger und bemerkenswerter Hinweis verbunden, denn es heißt: **Und Mose sprach zu ihnen: Niemand lasse etwas davon übrig bis zum nächsten Morgen. Aber**

sie gehorchten Mose nicht. Und etliche ließen davon übrig bis zum nächsten Morgen; da wurde es voller Würmer und stinkend.

Was bedeutet das nun wieder? Nun, ich denke, nach dem Bisherigen ist es nicht schwierig zu verstehen: Wieder einmal gibt das Volk zu erkennen, dass es sich im Zweifel doch lieber sich selbst und den eigenen Kalkulationen anvertraut als dem, was Gott ihm verspricht. Lieber einen Vorrat anlegen – man weiß doch nie, was morgen wird! Oder etwa nicht? Und was sollte es daran denn auch zu kritisieren geben? Vorsorge zu treffen ist doch ein höchst verantwortliches Geschehen!

Ja werden wir denn nicht in der Bibel selber damit konfrontiert, dass genau das geboten ist? Wie war das denn zum Beispiel mit Josef, der für den Pharao in Ägypten große Lagerhallen bauen ließ, in denen das Korn der guten Erntejahre für die Jahre des Ernteausfalls gelagert werden sollten?! Warum also verbietet Mose hier dem Volk Israel, etwas von dem Manna von heute für morgen aufzubewahren?

An dieser Stelle kann uns, wie ich meine, eine jüdische Anekdote sehr schön weiterhelfen. Sie lautet wie folgt:

Seine Schüler fragten den Rabbi Schimeon Ben Jochai: Warum kam den Israeliten das Manna nicht auf einmal im Jahr herab? Er antwortete: Ich will euch ein Gleichnis sagen. Womit lässt sich das vergleichen?

Mit einem König von Fleisch und Blut, der einen Sohn hatte; er setzte ihm seine Nahrungsmittel auf einmal im Jahr fest, und der Sohn begrüßte (infolgedessen) das Angesicht seines Vaters nur einmal im Jahr.

Da machte er sich auf und setzte seine Nahrungsmittel an jedem Tag fest; darauf begrüßte er (der Sohn) das Angesicht seines Vaters täglich.

Gott wollte also täglich um das Manna gebeten sein, darum ließ er nur den täglichen Bedarf niedergehen!

Ich denke, es ist klar, was die Anekdote sagen will: Für die Bibel ist die Gabe an den Geber gebunden. Und je mehr der Mensch die Verfügung darüber in die eigene Hand nimmt, desto mehr gerät er zumindest in Gefahr, den eigentlichen Geber zu vergessen. Damit aber wäre der Mensch einmal mehr auf sich selbst zurückgeworfen, statt sein Vertrauen wirklich konsequent auf Gott zu setzen!

Vielleicht können wir gerade aus unserer heutigen Perspektive, aus der Perspektive einer in mancherlei Hinsicht ja unglaublichen Übersättigung in vielen Lebensbereichen, einen weiteren Gesichtspunkt hinzufügen, der geradezu erschreckend gut zu dieser biblischen Geschichte passt. Dazu möchte ich Ihnen einen Text vorlesen, der in einer – wie ich finde – erschreckend gut nachvollziehbaren Weise unsere Gegenwart ins Licht der Erzählung von der Speisung Israels in der Wüste stellt:

Als die Israeliten in der Wüste das Manna bekamen, da dachten sie, es wäre doch gut, wenn wir nicht jeden Tag auf Gott angewiesen wären. Da sammelten sie, soviel sie konnten, einer immer mehr als der andere, und legten Vorräte an, aber sie hatten nichts davon – die Dummköpfe –, die Überproduktion verdarb ihnen – verdarb sie.

Als der reiche Bauer sah, dass er viel geerntet hatte, da dachte er, es wäre doch gut, wenn ich noch reicher wäre, dann kann mir nichts mehr passieren, und er baute Scheunen,

so groß er nur konnte, und legte Vorräte an, aber er hatte nichts davon – der Dummkopf hatte nicht an die letzte Reise gedacht – der Reichtum verdarb ihm – verdarb ihn.

Als die reichen Europäer nach dem Krieg wieder satt zu essen hatten, da dachten sie, es wäre doch gut, wenn wir noch mehr aus dem Boden herausholen könnten, dann wären wir die Reichsten, und sie brachten immer mehr Kunstdünger in den Boden und spritzten immer mehr Insektizide, Herbizide, Fungizide, Pestizide, aber sie hatten nichts davon – die Dummköpfe –, die Überproduktion verdarb ihnen – verdarb sie.

Als die reichen Europäer immer noch nicht genug hatten, da dachten sie, es wäre doch gut, wenn nach der Fresswelle noch andere Wellen kämen, und es gab die Autowelle, die Häuserwelle, die Swimmingpoolwelle, die Weltreisenwelle, und sie arbeiteten und schafften und rafften, bis sie niemand mehr neben sich sahen, nur noch all die Sachen, die sie unbedingt haben wollten – sie Dummköpfe –, sie hatten verlernt, was man außer Konsumieren und Besitzen zum Leben braucht, es verdarb ihnen – es verdarb sie.

Soweit diese Geschichte. Ist Ihnen das kleine Wortspiel aufgefallen, das in jedem der vier Teile dieser Geschichte wiederkehrt: von dem, was die Menschen da an Vorräten anlegen wollten, heißt es jedesmal: „*Es verdarb ihnen – es verdarb sie.*“ Also: Sie hatten nicht nur nichts davon, sondern es hat sie, die Menschen, die sich durch ihre Vorratsmaßnahmen an die Stelle des Gebers aller Gaben setzen wollten, ihrerseits verdorben; es hat sie sozusagen korrumpiert. Anders gesagt: Sobald unsereiner sich die Lebensgrundlagen nicht mehr schenken lassen, sondern sie selber sicherstellen will, entziehen wir sie uns unversehens und im Extremfall: unwiderruflich.

Die Geschichte von der Speisung Israels in der Wüste durch das Manna mahnt demgegenüber unsere bleibende Bindung an Gott, den Geber aller Gaben an. In einem kleinen Detail unseres Gottesdienstes erinnern wir uns eigentlich Woche für Woche daran – wenn wir dieses Detail denn beachten: Da beten wir mit den Worten Jesu: „Unser tägliches Brot gib uns heute!“

Das ist genau derselbe Gedanke: Das Brot ist „tägliches“ Brot, Tag für Tag neu zu gewähren. Weswegen es eigentlich logisch wäre, das Vaterunser täglich zu beten.

Aber letztlich geht es nicht um die Frequenz eines Gebetes, so wie man ein Medikament zu bestimmten Zeiten nehmen muss, damit es auch wirkt. Schon gar nicht geht es darum, das Planen und auch das Anlegen von Vorräten grundsätzlich schlecht zu reden. Es geht um die Grundhaltung, die wir Gott gegenüber einnehmen.

Umgekehrt macht die Geschichte deutlich, welche Haltung Gott seinem Volk gegenüber einnimmt: Er erspart ihm nicht jeden Hunger, aber er stillt ihn. Dafür sollten wir ihm dankbar sein und uns ganz auf ihn verlassen. Und das tatsächlich täglich. Amen.